

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 14

Artikel: Emanuel Geibel

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637124>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Eben hörte Dug, wie ihre Freundin nach ihr rief. Sie ging hinüber, die Türe war nur angelehnt, Elinor lag auf dem Ruhebett, sehr blond, mit einer bräunlichen Haut und eindeutig hellen Augen.

„Dug“, sagte sie, „wenn sich heute meine Schülerinnen mit ein paar Worten nicht ergreifen lassen, hänge ich meinen Beruf an den Nagel.“

„Mit was für Worten?“ fragte Dug.

Elinor hob ein grünes Bändchen vom Boden und schlug es auf.

„Sommer war's, mitten im Tag, an einer Ecke des Zauns“, las sie.

Neben dem Bett hing der Tennisschläger, zwei Handtücher lagen auf dem Tisch. Elinor besaß einen straffen, schmalen und durchgearbeiteten Körper. Aber sie las Jacobsen und sie ließ sich davon hinreissen. Dug stand am Fenster, blickte hinaus auf den zarten Rasen. Sie sagte abgewandt:

„In deinem Leben sind wohl keine Reste; alles sauber, blank, aufgeräumt, an Ort und Stelle ...“

„Sommer war's ... wie meinst du, Dug?“

Elinor ließ das Buch sinken. „Keine Reste?“

Sie erhob sich, zog den Rock glatt, sah an sich nieder.

„Warum fragst du?“

„Weil ich dich beneide.“

„Um meine fahlen Wände?“

Eine Schärfe in der Stimme ließ Dug den Kopf wenden. Elinor stand vor dem Spiegel und fuhr sich mit der Puderquaste über das Gesicht. Sie schien bereits wieder vollkommen gleichmütig.

„Kahle Wände! Ach, das meinte ich doch nicht.“

„Nun, Dug, man hat entweder das eine oder das andere. Beziehungslosigkeit, ein Leben ohne Spannung, aber auch ohne Kummer, oder man ist tief verstrickt nach der einen oder andern Seite, vielleicht nach beiden. Selbstsam weich und bodenlos versinkend, vielleicht ertrinkend, um Leben kämpfend ... nein, Dug, beklage dich nicht.“

Elinor bürstete ihr Haar, sah geradeaus in den Spiegel.

„Was macht Johannes?“

„Er schreibt zusammenhanglose, aber vollkommene Sätze.“

„Armer Junge! Aus unglücklicher Liebe zu dir natürlich.“

„Unglücklich? ...“

„Ja, Dug, und du mußt es ihm sagen.“

Elinor griff nach ihrer kleinen Müze.

*

Dug war längst nicht mehr bei jenem Arzt. Sie lebte in einer andern Stadt, fern von Elinor. Und Johannes war auch aus ihrem Leben verschwunden. Sie arbeitete wieder in einer städtischen Bibliothek, im Zwielicht dämmriger Räume, im seltsamen Geruch aufgestapelter Bücher. Ihre kleine Wohnung befand sich diesmal über einem ziehenden Fluss. Das Wasser zog unermüdlich unter ihrem Fenster vorbei. Dieser Anblick erinnerte sie an ihr eigenes Leben. Auch dieses ging vorbei; auch das ertrank im großen Wasser der Ewigkeit.

Eines Tages bekam sie einen Brief von Christoph Weizmann. Er weile in der Nähe und beabsichtige, Dug zu besuchen. Sie müsse nun endlich einmal seine Frau kennenlernen. Dug kam es vor, als würden Dämme in ihr umgestoßen. Christoph sehe, nach diesen langen Jahren wiedersehen, zum erstenmal seit jener Sternennacht! Ihr schwindelte. Die Bangigkeit der Erwartung war verwirrend süß, gemessen an der jahrelangen Leere. Am Abend vor der Begegnung erprobte sie nochmals ihre Kraft am Lesen einiger Briefe. Es waren nicht sehr viele; alle noch vor der Heirat geschrieben. Was nachher kam, zählte nicht. Diese kurzen Mitteilungen von unterwegs tönten nicht frei, schienen verkrampft und bewirkten in Dug jene Schwermut, die sie nicht los wurde. Sie löste die Klammer, die die Blätter zusammenhielt. Las irgendwo: „Wie, wenn das, was vor mir liegt, eine Trennung für immer bedeutete? Daß man sich trennen kann, fassest du es? Du wirfst in mir in deiner sanften Fraulichkeit wie Maria, die Gottesmutter, und wenn ich gläubig wäre, läge ich Tag und Nacht auf den Knien vor ihrer lieblichen Gnade und ich wüßte nicht, wem meine Sehnsucht gälte. Ich werde dich mir bewahren, Dug; meine Liebe zu dir retten, auch dann, wenn andere Kräfte wirksam werden.“

Dann: „Eine solche Verschwendug von tausend Ausstrahlungen, die niemandem gehören als dir. Lieben, Dug, aus Ferne und Trennung heraus, ist Ohnmacht, vergebliches Bemühen, gehört zu werden. Ich bin heiser vom Schreien, ermattet vom Flüstern deines Namens ohne Ende. Ich kann nicht mehr. Es sei, die Liebe bette sich um. Ich muß aus dem herrlichen Pferd Leidenschaft ein folgsames Haustier machen.“

Wieder krampfte sich Dugs Herz zusammen. Aber in ihre Bewegtheit mischte sich etwas anderes. Es lag Hoffnung in dem Morgen. In ihrem Fall gab es nichts anderes, als hochherzig sein. Sie mußte sich an Dinge halten, die ihre Wahrheit tief eingebettet in sich trugen.

(Fortsetzung folgt.)

Emanuel Geibel.

Zum 50. Todestag, 6. April 1934.

Emanuel Geibel gehörte zu den volkstümlichsten Dichtern des 19. Jahrhunderts. Er war lange Zeit der erklärte Liebling der schöngestigten Leute. Viele seiner Gedichte wurden vertont, sind ob ihrem Wohllaut und ihrer sprachlichen Reinheit schon an und für sich Musik. Am bekanntesten sind sicher: „Der Mai ist gekommen“, „Wer recht in Freuden wandern will“, „Wo still ein Herz in Liebe glüht“, „Herr, den ich im Herzen trage“, „Ich sah den Wald sich färben“, „Schon fängt es an zu dämmern“, „Das sterbende Kind“ („Wie doch so still dir am Herzen ruhet das Kind“), „O stille dies Verlangen“, das Spielmannslied mit dem Rehrreim „Ich hab' dich lieb, du Süße, du meine Lust und Qual“, weiter „Wenn sich zwei Herzen scheiden“, „Und dräut der Winter noch so sehr“, das tiefsinnige „Um Mitternacht“, das „Lied des Alten im Bart“, das wunderschöne „Über die sonnigen Bergesgipfel“. Viele dieser Gedichte sind als Lieder oder in ihrer gebundenen Form Volksgut geworden. Herrlich schöne Weisen finden wir auch in der Liederreihe „Ada“, seiner ersten, verstorbenen Frau gewidmet. Kräf-

figere Töne sind in den Vaterlandsliedern, war Geibel doch während 30 Jahren der Kämpfer der deutschen Einheit. Sie sind in den „Heroldsrufen“ zusammengefügt. Sehr geschätzt sind „Der Tod des Tiberius“, „Sanssouci“, die Lieder zur alten Gunderungsage („Gunderns Klage“, „Vollers Nachtgesang“). Schon die Hälfte dieser Lieder würde Geibel unsterblich machen. Allerdings, in die jubelnde Verherrlichung, die Geibel zu Lebzeiten erfahren durfte, stimmen wir heute nicht mehr ein. Wir schätzen seine reine Harmonie, den sprachlichen Wohlaut, die Gesetzmäßigkeit, aber wir vermissen vielfach die unmittelbare Kraft der Wirklichkeitsdichtung. Die „kampflose Schönheit“, die „Sonntagsstille-Dichtung“ behagt der wirklichkeitsrauhen Gegenwart nicht mehr oder doch bedeutend weniger als der letzten Generation. Man hat deshalb Geibel den Dichter der Badischen genannt. Er hat sich einmal selber mit diesem „Vorwurf“, wenn man ihn so nennen darf, befasst und launig befügt, so lange es gefühlstarke Badische gebe, werde er nicht vergessen. Aber wir wollen nicht vergessen, was Geibel der deutschen Literatur war. Alles Unedle, Unschöne war ihm und seinem innersten Wesen fremd. Er räumte auf mit der zwiespältigen Dichtung von Heinrich Heine, mit den schwermütigen Weisen von Nikolaus Lenau, mit der unwahren politischen Dichtung. Es ist unrichtig, was viele Literaturgeschichten (so Heinrich Kurz) behaupten, Geibel habe absolut keine schöpferische und bahnbrechende Tat begangen. Wir wollen aber zugeben, daß die kraftvolle, hinreißende Begeisterung ihm fehlte. Allgemein aber läßt man den Übersetzer Geibel gelten. Er war ein meisterhafter Übersetzer, ein großes Sprachtalent, übersetzte griechische, englische, alt- und neufranzösische, spanische, italienische Gedichte, bereicherte damit unsere Literatur außerordentlich und wußte das Typische der fremden Sprache auch in der Übersetzung zu wahren, bekanntlich etwas vom Schwersten.

Nach seinem Ableben vor 50 Jahren schrieb unser Gottfried Keller an Storm: „Nun ist der edle Geibel auch dahin, soweit er hin sein kann, und mit ihm eine Gestalt nicht ohne heiligen Ernst.“ Storm schrieb einmal an Keller: „Geibel als Menschen habe ich allzeit hochgestellt.“ Freiligrath nannte ihn „eine tüchtige, gediegene Natur“. Kronprinz Friedrich Wilhelm schrieb an Geibels Freund Ernst Curtius: „Ihm gehört der Ruhm, als echter Herold des Reiches die Wiederherstellung desselben und des Kaiserthums besungen zu haben.“

Geboren wurde Emanuel Geibel am 17. Oktober 1815 in Lübeck als Sohn eines evangelischen Predigers. Der aufgeweckte Junge sollte auch Theologe werden, studierte in Bonn und Berlin, erhielt 1840 durch Vermittlung der Dichterin Bettina von Arnim eine Hauslehrerstelle in Athen bei dem russischen Gesandten, versenkte sich hier ins Studium des klassischen Altertums, veröffentlichte sich zurückschickend seine erste Gedichtsammlung, die den erst 25-Jährigen sofort populär machte. Der kunstinnige Maximilian II. von Bayern berief ihn 1851 nach München. Hier wurde er der Hauptgründer der bekannten Münchner Dichterschule, zu welcher Henze, Heinrich Leuthold, Wilbrandt, Große, Felix Dahn, W. Herk, Schad, Scheffel, Lingg, Riehl, Hopfen gehörten. Die fröhliche Gesellschaft erhielt bekanntlich den Namen „Krokodil“. Geibel war Professor der Ästhetik, Vorleser der Königin. Als er aber anfing, für das deutsche Reiches Einheit einzustehen, sein Begrüßungslied auf König Wilhelm I. von Preußen schrieb, fiel er in München in Ungnade. Man entzog ihm den Ehrensold. Dafür stiftete ihm der Preußenkönig eine Jahressrente von 1000 Talern. Am 6. April 1884 erlag er einem hartnäckigen Leiden. Lübeck, wo er sich seit 1869 aufhielt, hat ihm ein schönes Denkmal gestiftet.

Diese Weisheit findet sich in Geibels Sprüchen. Seine Sonetten stehen punkto Vollendung heute noch an ersten

Stellen. In den Dramen dagegen vermochte er sich nicht durchzusetzen. „Die Loreley“ wurde zwar von Max Bruch vertont. Mit „Sophoniste“ errang er sich 1869 den Schiller-



† Emanuel Geibel.

preis. Das Stück wurde auch einige Male mit gutem Erfolg aufgeführt. Nicht vergessen dürfen wir das frohe Studentenlied vom lustigen Musikanten vom Nil, das Geibel zwar in seine Liedersammlung nicht aufgenommen hat. -g-

April.

Von Theodor Etzel.

Die Landschaft tönt,
Die braunen Knospen springen
Und betteln mit den zarten Blätterhändchen
Wie kleines Volk zum lieben Gott
Um süße Tröpfchen Sonnensaft.
Der weiß kaum, wie er sich tummeln soll,
Und gießt doch alle Nederchen voll.
Und wird auch all die jungen Herzen
So überreich voll Liebe gießen,
Dass unter verschwiegenen Blütenkerzen
Viel süße Schalen überfließen.

Ueber neuere Funde eiszeitlicher Tiere im bernischen Mittelland. Von Dr. Fritz Nussbaum.

Im Verlaufe der verflossenen Jahre sind mehrmals Meldungen durch die Presse gegangen, wonach an verschiedenen Stellen unseres Landes, namentlich im Kanton Bern, Reste von Tieren gefunden wurden, deren Arten heute in den Fundgegenden verschwunden sind und zum größten Teil der sogenannten Eiszeit angehört haben. Besonderes Aufsehen erregte namentlich im November letzten Jahres der